

Nr. 264 Bydgoszcz/ Bromberg, 19. November 1938

# Die Freien vom Freital

## Ein Roman aus den Bergen
### von André Mairock

(17. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Und aus diesen kummervollen Gedanken heraus begann sie zu den beiden Weibern zu sprechen, ohne sich um die neugierigen, verwunderten Gesichter zu kümmern, ohne aus ihrer Angst um den Verschollenen ein Hehl zu machen: Sie hätte davon gehört, daß Heinrich Schrund vor vier Tagen in die Berge gegangen sei. Das komme ihr schon sehr lange vor! Ob sie denn nicht besorgt wären, daß ihm etwas zugestoßen sein könnte . . .

„Bei uns denkt ma nit gleich an a Unglück", entgegnete Hanne kalt, ohne ihren Gesichtsausdruck zu ändern.
Jetzt erst schaute die junge Frau erstmals genauer auf diese Gesichter hin, und sofort war sie sich klar darüber, daß hier im Scheibenhof etwas fehlte: und zwar die Liebe. Es waren eben nur Stiefschwestern, die sich vielleicht gerade durch den jungen Bruder in ihrem Erbe betrogen sahen . . . Soviel Härte, soviel Kälte schaute aus diesen unbeweglichen Gesichtern, als ginge es nur um irgend eine gleichgültige Sache. Und dabei handelte es sich doch um das Leben eines Menschen . . . „Warum lassen Sie denn nicht nach ihm suchen?" stieß sie endlich hervor, mühsam gegen die aufsteigenden Tränen ankämpfend.

„M'r hend ihn bis heut nit braucht. Und wenn die Franzosen kommen, dann wird ma ihn scho holen lassen."

„Wissen Sie denn, wo er ist?"

„Ja, aufm Breitjöchler."

„Ist es denn so schwer, dort einmal nach ihm zu schauen?"

„Ja. — Und von uns tät er's nit leiden. M'r warten noch bis morgen oder übermorgen."

Jetzt fing sie an zu bereuen, daß sie überhaupt im Scheibenhof angeklopft hatte; denn sie sah ein: es war unmöglich, bis zum Herzen dieser Weiber vorzudringen, wenn sie überhaupt ein Herz hatten. Hätte sie doch dem Schulmeister gefolgt, der die Bewohner des Schwarztanns besser kannte! — Was hatte sie jetzt erreicht? Neugierde hatte sie erweckt; denn sicher rieten die beiden Weiber nun daran herum, was sie in der Angelegenheit des Scheibenhofers zu tun hatte, wenn man ihnen auch nichts anmerkte. Sie ahnte, daß sie schon lange einen Verdacht schöpften, der sich im Zusammenleben der drei Geschwister bös auswirken könnte: sie mußte befürchten, daß sie Heinrich Unfrieden ins Haus gebracht hatte . . . Sie mußte die Neugierde der Weiber unbedingt zufrieden stellen, mußte ihnen irgend etwas sagen . . . „Ich habe Heinrich Schrund in Chur als Künstler und Menschen kennen und schätzen gelernt", erklärte sie dann. „Durch einen Zufall habe ich erfahren, daß er heut im Schwarztann lebt und Herr des Scheibenhofes geworden ist."

Die Frauen gaben keine Antwort darauf. Man konnte nicht sagen, ob sie diese Worte dem richtigen Sinn nach verstanden hatten. Oder glaubten sie nicht daran . . .?

„Glauben Sie, daß er heut noch kommt?" fragte sie dann.

„M'r wissens nit."

„Und wenn er morgen oder übermorgen noch nicht da ist . . .?"

„Dann müß mers 'm Schultheißen sagen: es darf jetzt grad keiner vom Schwarztann furt!"

„Sie meinen, daß er den Schwarztann verlassen hat? — — Aber an ein Unglück denken Sie nicht! — Und wenn er nun doch durch einen unachtsamen Schritt gestürzt wäre? Es wäre unverantwortlich, wenn man auch nur eine Nacht noch warten würde . . .!"

Keine Antwort. Es hatte ja keinen Zweck, was sie sprach; sie vermochte es nicht, diese Menschen aus der Ruhe zu bringen. So sann sie weiter auf Worte, überlegte, und so entstand ein langes, schwüles Schweigen . . .

Da hob Hanne plötzlich den Kopf und lauschte hinaus, aber nur ganz kurz; denn sofort nahm sie wieder ihre alte Haltung ein und schaute mit leisem Spott auf den Gast hinüber, als wollte sie sich über ihre Angst lustig machen.

Dann sprang auch die Frau vom Stuhl auf und wandte sich nach der Türe um; denn jetzt hatte auch sie die Schritte draußen gehört, die sich dem Haus näherten . . .

Da wurde auch schon geräuschvoll ein Schlüssel umgedreht, Schritte hörte man auf dem Gang und dann auf der Stiege . . .

„Er ist's!" rief die Frau laut und erschrocken; sie hatte ihn sofort an seinem Auftreten erkannt.

Hanne nickte, schaute aber dann forschend in das blasse, erregte Gesicht der Fremden.

Droben ging eine Türe, über der Decke erdröhnten noch einige dumpfe Schritte, und dann war es still . . .

Auch in der Stube rührte sich nichts; die drei Frauen warteten gespannt darauf, bis er wieder die Treppe herunterkam. Sekunden vergingen — — Minuten — — aber er kam nicht . . .

Zuerst riß Hanne die Geduld: sie stand auf und ging nach der Tür.

Die Fremde schaute ihr nach, mit einer großen, stummen Bitte in den Augen, sie konnte nicht reden, konnte sich nicht von der Stelle bewegen; ihre Glieder waren wie gelähmt . . . Da war Hanne schon draußen und lief über die Treppe hinauf in die Kammer . . .

Es war ein qualvolles Warten: Die junge Frau schaute sich scheu in der stillen Stube um und begegnete dabei dem großen, fragenden Blick Rosins, die hinten auf der Ofenbank saß und wie ein wißbegieriges Kind auf die Dinge harrte, die ihr fremd waren. Einige Augenblicke lang überlegte sie, ob sie hierbleiben und warten durfte oder ob sie sich auf und davon machen sollte; denn sie konnte ja nicht wissen, wie sie es in der Zeit und Stunde zu ihrem Wiedersehen mit dem geliebten Manne getroffen hatte.

Aber was hätten die Weiber von ihr und von ihm denken müssen, wenn sie jetzt noch davongelaufen wäre? — Nein, da gab es nichts mehr zu überlegen, das hätte sie vorher tun müssen, bevor sie ihren Weg zum Scheibenhof genommen hatte . . .

Hanne kam zurück und setzte sich wortlos wieder zu Rosin auf die Ofenbank. Entweder sah sie den bangen, fragenden Blick der jungen Frau nicht oder sie wollte ihn nicht sehen. Mit verschränkten Armen saß sie nun da, als wollte sie offen zeigen, wie wenig sie sich um diese Dinge scherte . . .

Kein Wort fiel zwischen den Frauen, und so konnte man gut die Schritte auf der knarrenden Stiege zählen . . . Schwer und ohne Hast kamen sie jetzt den Gang vor . . . Dann ging die Tür auf — und Heinrich Schrund trat ein. Wild und verstört sah er aus: das Gesicht war von der Sonne tief gebräunt und von Schweiß und Staub beschmutzt, die Haare fielen wirr und zerrauft durcheinander, über Kinn und Wangen wucherten die Bartstoppeln, vor allem aber war es das scheue, unstete Flackern der Augen, was ihn so entstellte. Er trug nur noch die Hose und darunter ein Hemd mit offenem Kragen. Seine Haltung war schlaff und müd . . .

Die junge Frau war bei diesem ganz unerwarteten Anblick bis in die Seele hinein erschrocken und erschüttert; so hatte sie ihn nie gesehen. Sie lehnte sich rückwärts an den Tisch zurück und starrte ihm mit weitaufgerissenen Augen entgegen . . .

Er war mit einem Ruck an der Türe stehengeblieben und fuhr mit der flachen Hand einigemal über Stirn und Augen, als zweifle er an der Echtheit seiner Wahrnehmung. Oder trogen ihn seine Sinne? — — „Herta! — — Du?“ rief er endlich. „Du bist hier? — — Und ich — — ich hab dich . . .“

„Heinrich!“ unterbrach sie ihn rasch, um zu verhindern, daß er seinen Satz aussprach. Es durfte ja niemand wissen, wo er war, auch seine eigenen Schwestern nicht.

„Herrgott! Ist's möglich?“ Er lief auf sie zu und schloß sie, alles um sich her vergessend, ungestüm in seine Arme.

Sie wollte sich wehren, vermochte es aber nicht. Das Gefühl ihrer Verbundenheit mit diesem Manne war in diesem Augenblick so stark, daß sie einfach nicht anders konnte, als an seine Brust zu sinken . . .

Sie konnten lange nicht reden. Das Wiedersehen war für beide so überraschend gekommen, und es war so seltsam, so merkwürdig . . . Sie hielten sich nur fest, als müßten sie sich erst lange davon überzeugen, daß sie sich endlich und wirklich gefunden hatten.

Plötzlich aber machte sie sich aus seiner Umarmung frei und trat erschrocken zurück; denn vom Ofen her war ein leises Geräusch gekommen: Hanne war aufgestanden; denn die Art und Weise, wie sich diese beiden Menschen begrüßten, paßte ihr nicht . . .

Da war auch Heinrich auf die stummen Zuschauer aufmerksam geworden. Über sein Gesicht flog ein Schatten, als er sich nach ihnen umwandte. „Da wundert ihr euch wohl?“ sagte er etwas hilflos und verlegen: das Geheimnis war verraten, daran konnte er nichts mehr ändern, und es kam jetzt nur noch darauf an, wie er sich aus der Schlinge zog. Er durfte sich wiederum in nichts vergeben; denn er kannte diese Weiber: man durfte ihnen keine Schwäche oder gar noch eine Furcht zeigen. „Ja, es ist schon recht so“, fuhr er mit fester Stimme fort. „Warum soll das Glück nicht auch einmal in den Scheibenhof komm? — — Man hat mich ja nicht mehr hinauslassen wollen aus dem Schwarztann, und so ist es halt zu mir gekommen! — — Ich kann und darf es euch nicht mehr länger verbergen: diese Frau hier ist — — mein angetrautes Weib! — — Ich weiß, wie ihr darüber denkt und urteilt. Dafür seid ihr eben Schwarztannler. Aber auch ich bin ein Sohn des Schwarztanns, nur hab ich die Welt gesehn, und ich sag euch: es ist dort so wenig alles schlecht, wie im Schwarztann alles gut ist! Man hat mich nicht gefragt, ob ich Scheibenhofer werden will, und so ist es auch nicht meine Schuld, wenn ich es in den Augen der Schwarztannler zu Unrecht geworden bin!“

Die Schwestern entgegneten nichts. Was hätten sie auch sagen sollen? Die Entscheidung lag ja nicht bei ihnen . . .

„Ich hab nichts dagegen, wenn ihr die Neuigkeit ins Tal nuntertragt. Vielleicht habt ihr einen Spaß dran! — Aber solang ich Scheibenhofer bin, soll an der Ehrenhaftigkeit . . .“ Er brach plötzlich ab. Seine Stirne furchte sich und seine Augen flackerten wieder wild und unstet auf und nieder. Er sah nicht das überlegene Lächeln in den Gesichtern der Weiber, nicht den Spott, womit sie ihm anzeigten, daß sie es nicht nötig hätten, sich von ihm eine Standeslehre halten zu lassen . . .

Erst als die Tür zufiel, erwachte er aus seinem düsteren Brüten. Er lief in den Gang hinaus, den Weibern nach, und holte Hanne an der Stiege ein: Ob sich während seiner Abwesenheit irgend etwas ereignet hätte . . .?

Hanne schüttelte den Kopf.

„Und die Franzosen?“

Sie habe nichts gehört. Nur der Schulmeister sei einmal dagewesen und hätte nach ihm gefragt, aber nicht dringend . . .

Er war noch nicht zufrieden und schaute forschend in das harte, verschlossene Gesicht der Stiefschwester: Und sonst gebe es gar keine Neuigkeiten . . .? Er meine irgendeinen Zwischenfall, ein Unglück in den Bergen oder so . . .?

Hanne verneinte diese Fragen, konnte aber die Verwunderung über sein rätselhaftes Benehmen nicht verbergen.

Er merkte, daß sie stutzig wurde und winkte rasch ab. Es hätte ja sein können — aber es sei schon gut so, sagte er bedeutend milder, als bereue er seine Heftigkeit, mit der er vorhin zu seinen Schwestern gesprochen hatte. Und mit einem kurzen Gutnachtgruß kehrte er in die Stube zurück . . .

*

Lange noch saßen in dieser Nacht der junge Scheibenhofer und seine Frau beisammen. Manchen Lichtspan hatte er schon aufgesteckt. Sie hatten sich ja so viel zu erzählen: Er schilderte ihr sein ganzes Leben und Treiben seit dem Tag, an dem er in den Schwarztann zurückgekehrt war, er sprach von all den Dingen, die ihn gegen seinen Willen zwischen diesen Bergen festgehalten hatten, vom Testament des Vaters und von den kriegerischen Vorbereitungen in Schwarztann, bis er von Sehnsucht und Verzweiflung getrieben über die schwarzen Berge geflohen sei, um dann in Chur verschlossene Türen und leere Räume anzutreffen. Alles erzählte er ihr, breit und verständlich, und aus seiner Stimme sprach wieder die ganze Qual und Seelennot, die er während dieser Zeit erlitten hatte. Nur den Zwischenfall am Fuchssteg verschwieg er, weil er sich scheute, diese Tat auch nur mit einem Wort zu erwähnen . . .

Und dann war es an ihr, ihm von ihrer Angst und Sorge zu berichten: wie sie Tag um Tag auf ihn gewartet und um ihn gebangt hatte. Und keine Nachricht, keine kurze Kunde über sein Verbleiben wollte an sie gelangen, bis sie dann selbst eine Reise in den Schwarztann vorbereitet und unternommen habe. Sie habe recht gut gewußt, daß sie das nicht hätte tun dürfen, aber das endlose Warten sei nicht mehr länger zu ertragen gewesen. Glücklicherweise sei sie gleich im Klimmsteig auf den Schulmeister des Schwarztanns gestoßen der sich auch gleich ritterlich um sie angenommen hätte. Von ihm habe sie erstmals erfahren, daß der Schwarztann durch Krieg bedroht sei, auch habe er ihr von all den Eigenheiten im Leben und Treiben der Talbewohner erzählt, von den Rechten und Pflichten der Freien vom Freital, wonach der, nach dem sie suchte, heut Herr und Bauer des Scheibenhofes geworden war. Darauf habe er sie in die Rabenfluh geführt, wo sie nun vier Tage lang vergebens nach ihm Ausschau gehalten habe. Und wiederum sei es nur die Angst und Sorge um ihn gewesen, die sie heut abend gegen den Rat und den Willen des Schulmeisters über die Schwelle des Scheibenhofes getrieben hätten. Der Schulmeister sei bis heute der einzige geblieben, der von ihrem Geheimnis wisse, überhaupt habe sie ihm ihr ganzes Vertrauen geschenkt, weil ein solcher Mensch, der so gut und so edel denke, auch volles Vertrauen genieße . .

Heinrich hatte schweigend und mit nachdenklich gesenktem Kopf zugehört. „Du wohnst in der Rabenfluh?“ fragte er nach einer Weile, ohne den Blick zu heben. „Kennst du die Tochter des Wirtes?“

„Ja. — — Und ich weiß auch, daß sie den jungen Scheibenhofer liebt . . .“

**(Fortsetzung folgt.)**

# Von oben gesehen!

Skizze von Werner vom Hofe.

Daß Meister Ullrich erst auf das Dach des Hauses von Apotheker Weirach steigen mußte, um zu sehen, was er niemals sehen wollte, ist zwar eine seltsame Fügung des Schicksals und doch wieder nicht allzu erstaunlich. Denn Ullrich war Dachdecker und hatte darum von Berufs wegen auf den Dächern der Häuser seiner Mitbürger zu tun. Da er aber zudem als Mensch und auch als Meister vorzüglichen Ruf genoß, hatte er sogar sehr oft und regelmäßig dort zu tun.

Jener Tag nun, an dem ihm diese unangenehme Überraschung zuteil wurde, zeigte ihm schon von den ersten Morgenstunden an ein unfreundliches Gesicht.

Da war zunächst der Regen! Wird diese Himmelsgabe im allgemeinen schon nicht geschätzt, so ist sie ohne Zweifel für einen Dachdecker die besonders üble Beigabe eines späten Herbsttages, der an sich schon deutliche Spuren winterlicher Kälte aufweist. Und machen sich dazu schmerzhafte Anzeichen nahenden Alters wie Gliederreißen bemerkbar — und Meister Ullrich hatte leider sehr darüber zu klagen — so ergibt das alles in allem bereits beim ersten Morgengrauen eine überaus schmerzliche Laune.

Darum war es auch nur ein kleiner Schritt zu jenem neuen Ärger mit seiner Tochter Maria, der als weitere Unannehmlichkeit eines grauen Alltags hinzukam.

Dieser Ärger hatte stets den gleichen Grund und nahm auch immer mit denselben Worten seinen Anfang. Der Meister fragte seine Tochter: „Nun, Maria, wie ist es mit Gläubers Willi? Willst du ihn heiraten oder nicht?“ — Jedesmal bekam dann Ullrich die abweisende Antwort: „Nein!“ Und wenn er weiter forschte: „Warum nicht?“ so hörte er stets, seit Monaten schon, die Worte: „Weil ich ihn nicht mag!“ Worauf der Meister schwieg und kurz darauf, ohne ein Wort des Abschieds zu sagen, schlechtgelaunt hinausging.

Gläubers Willi, der im Mittelpunkt dieser gleichförmigen Gespräche stand, war eines Kaufmanns Sohn, und Meister Ullrich hatte es sich seit einigen Jahren in den Kopf gesetzt, seine einzige Tochter, für die er nach dem Tode seiner Frau besonders hohe Verantwortung fühlte, mit ihm zu verheiraten. Nicht um des Geldes willen, obwohl es nicht gänzlich übersehen wurde. Auf beiden Seiten nicht.

Vielleicht wäre er nie auf diesen Gedanken gekommen, wenn das Gliederreißen nicht gewesen wäre. Aber diese Pein seiner alternden Jahre sah er als unmittelbare Folge seines Berufes an. Womit er wahrscheinlich nicht ganz unrecht hatte. Und darum hielt er mit der ihm überkommenden Handwerkerzähigkeit daran fest sein Kind vor einem Manne zu bewahren, der ähnliche Qualen und damit auch Stimmungen zu erdulden hatte wie er selbst. Eines ehrbaren Kaufmanns Tätigkeit schien ihm weit gesicherter zu sein als die eines Dachdeckers. Sah er das doch an dem alten Gläuber, der außer einer gewissen Fettleibigkeit keine sichtbaren oder schmerzhaften Spuren seines Berufes aufwies. Und da er mit ihm seit Jugend an zudem durch herzliche Freundschaft verbunden war, hatte er Gläubers Willi nach reiflichem Nachdenken als besten Mann für Maria erkannt. Der alte Gläuber war damit einverstanden.

Maria jedoch ging eigene Wege. Meister Ullrich ahnte nichts. Vielleicht hätte er an diesem Morgen etwas davon erfahren können, wenn er in seiner Brummigkeit nicht dauernd auf seinen Teller und in die Kaffeetasse geblickt hätte. Denn gerade bei Marias Worten: „Weil ich ihn nicht mag!“ war der Geselle Hans eingetreten. Sie begrüßte ihn mit schelmischem Lachen und mit Augen, in denen das Leuchten der Liebe stand. Und das, obwohl ihr Mund so harte Worte sprach.

Der Tag verlief weiter bei Regen, Wind und Arbeit. Während Ullrich und sein Geselle ihrem Tagewerk nachgingen, der eine verstimmt und in sich gekehrt, der andere mit dem frohen Mut und der kraftvollen Gesundheit der Jugend, besorgte Maria mit fröhlichem Singen das Haus. Denn, wenn der Meister es auch heute noch nicht wissen durfte, daß zwischen ihr und Hans inniges Verstehen herrschte, so zweifelte sie garsie gar nicht daran, daß der Vater ihr eines Tages seine Zustimmung nicht versagen würde. Und Gedanken darüber, ob das nun mit Freuden oder in Brummigkeit geschehen würde, schienen ihr müßig zu sein.

Gewiß aber hätte sich die Laune Meister Ullrichs nach Beendigung seines Tagewerkes am Nachmittag in der Wärme und wohnlichen Gemütlichkeit der Stube gebessert, wenn nicht ein dringender Notruf von Apotheker Weirach vorgelegen hätte, noch am gleichen Tage eine notwendige Ausbesserung am Hausdach vorzunehmen. Es gab dem Meister neuen Grund zu seiner alten Klage, daß seine Mitbürger auch die dringendsten Arbeiten an den Dächern ihrer Häuser so lange aufschöben, bis es schließlich in die Zimmer hineinregnete.

Weil aber der Geselle Hans seinen Ausgehtag hatte, der nach altem Brauch niemals verweigert oder unterbunden wurde, nahm sich Ullrich vor, Apothekers bis zum nächsten Morgen warten zu lassen. „Denn“, so sagte er, „hat es bisher so wenig geeilt, wird es auch eine Nacht noch gehen.“ Da er die ersten Anzeichen des Gliederreißens verspürte, empfand er die Geborgenheit in seiner Stube doppelt angenehm.

Als aber die Dämmerung ihre ersten Schatten spann, der Geselle Hans bereits gegangen war und auch Maria, mit dem Hinweis, sie hätte Besorgungen zu machen, das Haus verlassen hatte, gelangte eine noch dringendere Botschaft von Apothekers an den Meister. So mußte Ullrich also um seines guten Handwerkerrufes und der Kundschaft willen die Gemütlichkeit seiner Stube doch verlassen und trotz Gliederreißens und trüber Stimmung an seine späte Arbeit gehen.

Und dann, als er hoch auf Apotheker Weirachs Dach saß, fügte ihm der späterbstliche Tag das letzte Glied in die Kette der unangenehmen Ereignisse ein. Denn von dort oben sah er — und er hatte sich immer gerühmt, sich auf seine Augen unbedingt verlassen zu können — Maria und Hans Arm in Arm, dicht aneinander geschmiegt, wie es trotz der Kühle des Tages etwas verwunderlich, den Wiesenpfad entlang schreiten, der hinter Apothekers Haus zu den nahen Anlagen führte. Auch mußte der Alte es erleben, daß sie stehenblieben und sich küßten, lange, und so, wie es eben junge Menschen tun, die sich gern haben.

Maria hatte schon recht gehabt, sich keine Gedanken darüber zu machen, ob nun ihr Vater oder ob er nicht . . . Er mußte es ja doch! Zwar war seine Laune in jenem Augenblick wieder von herbstlicher Kühle, aber es sei doch gesagt, daß sie sich in den Tagen nachher wesentlich besserte. Denn schließlich war Hans ein prächtiger Mensch und ein tüchtiger Dachdecker dazu!

Aber dieser späte Herbsttag lehrte den Meister doch, daß auch die besten Augen nicht immer scharf genug sehen, manchmal sogar das nicht, was am nächsten liegt, und auch, daß ein Dachdecker erst auf ein Dach steigen mußte, um dann das zu sehen, was er so viel einfacher auf der Erde hätte erblicken können.

---

# Der Kriegsrat mit dem Riesenbart.

Von Paul Grabein.

In unseren Tagen, wo Mut und Kraft wieder in Ansehen stehen, hat man auch seine Freude an rechten Kerlen, die zu ihrer Zeit wegen ihrer erstaunlichen Körperkraft und ihres Mutes weithin berühmt waren. Auch gekrönte Häupter befanden sich darunter, so z. B. Kaiser Konrad III., der im Zweiten Kreuzzuge bei der Belagerung von Damaskus im Jahre 1148, mit dem Schwert in der Faust, durch den Fluß auf die Sarazenen losstürmte, die das jenseitige Ufer besetzt hielten. Sie flohen in panischem Schrecken. In diesem Handgemenge hieb der Kaiser, nach einem zeitgenössischen Bericht, mit einem einzigen Streiche einem Sarazenen Kopf, Schulter, Arm und einen Teil der Brust ab, so daß hier nahezu Wahrheit wurde, was der Dichter Uhland in seiner Ballade „Schwabenstreiche“ schildert: „Zur Rechten sah man wie zur Linken einen halben Türken niedersinken.“

Diesem schwertgewaltigen deutschen Zepterträger stand Friedrich von Österreich nicht nach, der einmal in einer Schlacht nicht weniger als fünfzig Feinde mit eigener Hand niederhieb. Ein Mordskerl muß auch König Siegmund von Polen gewesen sein. Er zerbrach Hufeisen, zerriß neue Stricke und ganze Spiele von Karten wie Löschpapier, Gewaltstücke, die man bekanntlich auch August dem Starken nachrühmt. Das gleiche wird übrigens von dem Landgrafen Heinrich dem Eisernen von Hessen berichtet. Sie alle wur-

den aber von dem Grafen Johann von Ziegenhain übertroffen. Als er einmal durch das Städtchen Frankenberg ritt und ihm ein Fuder Wein im Wege stand, hob er einfach den Wagen mitsamt dem schweren Stückfaß an der Deichsel hoch und schob ihn beiseite. Seine Mutter war damit nicht ganz einverstanden. Da stellte er den Wagen mit dem Fuder wieder auf seinen vorigen Platz.

Unsere heutigen Schweratleten werden sicherlich mit Interesse von den Leistungen früherer Fachgenossen hören. So warf ums Jahr 1420 der Herzog Christoph in Bayern, „ohne einige Leibesbeweg“, wie der Chronist vermeldet, einen 350 Pfund schweren Stein mehrere Schritte weit durch die Luft. Auch Leonardo da Vinci, der neben seiner großen Künstlerschaft nach heutigem Begriff zugleich ein großer Sportsmann, Reiter, Tänzer und Fechter war, verfügte über erstaunliche Körperkräfte. Er vermochte eine große Kirchenglocke mit einer Hand in Schwung zu bringen, eine Leistung, für die sonst mehrere Männer nötig waren, und er bog Hufeisen wie Blei zusammen.

Ein in seiner Art sehr tüchtiger Herr war der pommersche Hauptmann Dionis von Kleist, der um 1600 lebte. Ihm hatte die Natur ebensoviel Leibeskräfte wie guten Durst verliehen. Eines Abends bat er seinen Landesherrn, den Herzog Johann Friedrich in Pommern, bei dem er in Dienst stand, um einen Schlaftrunk. „Nimm dir einen!“ antwortete der Herzog. Sogleich stieg Kleist in den offenbar recht wohlbestellten herzoglichen Keller und holte drei Tonnen Bier! Zwei Vollfässer trug er an jeder Hand beim Spund, und unter jedem Arm hatte er sich noch eine halbe Tonne geklemmt. Mit solchem „Nachttrunk“ zog er sich in sein Schlafgemach zurück. An der nötigen Bettschwere dürfte es ihm nicht gefehlt haben.

Schließlich sei noch eines bürgerlichen Kraftmenschen Erwähnung getan, eines Hofkriegsrats des Kaisers Maximilian, des letzten Ritters. Dieser „Generalstäbler“ der Kaiserlichen Majestät war wegen seiner Kriegswissenschaft und seiner großen Leibeskraft, nicht minder aber ob seines gewaltigen Bartes hochberühmt. Der reichte ihm nicht nur bis auf die Füße hinab, sondern sogar wieder nach oben hinauf bis an die Mitte seines Leibes! Wenn der Hoffkriegsrat in vollem Hofstaat einherstolzierte, flatterte der Riesenbart wie ein Fähnlein um ihn her.

Dieser Rauschebart, Andreas Eberhardt Rauber mit Namen, hatte einmal einen recht absonderlichen Zweikampf zu bestehen, über den der Chronist folgendes berichtet: Kaiser Maximilian hatte aus seiner Jugendzeit her eine natürliche Tochter Helena Scharrsegen, die von großer Schönheit war und um die sich daher viele Freier bewarben, darunter ein vornehmer reicher Spanier und der Hofkriegsrat Rauber. Der Kaiser versprach nun die Hand des schönen Fräuleins demjenigen der beiden Nebenbuhler, der in einem Kampfe Sieger bleiben würde. Die Bedingungen setzte Maximilian selber fest. Die seltsame Mensur stieg auch wirklich. Jedem der Kämpfer wurde ein Sack von Manneshöhe gereicht, und der sollte Sieger sein, dem es glückte, den Gegner in seinen Sack zu stecken. Der unblutige Zweikampf wurde im Beisein des Kaisers und des ganzen Hofes ausgetragen. Schließlich glückte es Rauber, seinen Sack dem Gegner über den Kopf zu stülpen, den Mann zu Boden zu bringen und dann völlig in den Sack zu schieben. Das Gelächter der Zuschauer war unbändig, und der Spanier, dessen Stolz aufs schwerste verletzt war, verließ darauf spornstreichs den Kaiserlichen Hof. Der Sieger aber erhielt Helenens Hand und vom Kaiser eine reiche Aussteuer dazu.

**Ein Auftrag an Goethe.**

Im Jahre 1823, als Goethe in Marienbad weilte, besuchte ihn die hübsche Lilly Parthey zusammen mit der Fürstin Hohenzollern. Sie sollte ihm Grüße seines Freundes Zelter überbringen. „Ich hatte aber“, so berichtet das Mädchen in dem Tagebuche, „nicht das Herz, meinen ganzen Auftrag auszurichten, und mußte seufzen, als er fort war. „Was“, rief die Fürstin, „das Beste haben Sie vergessen? Gleich laufen Sie ihm nach.“ Ich hatte keinen Mut dazu — aber sie nahm mich beim Arm, und wir erreichten ihn auf der zweiten Abteilung der Treppe. „Herr von Goethe“, rief die Fürstin, „es ist noch etwas vergessen worden“. Er wandte sich zu mir, ich stand ein paar Stufen höher und sagte mit bewunderungswürdiger Kühnheit: „Zelter hat mir nicht nur einen Gruß aufgetragen, sondern auch, was sich darauf reimt.“ Er verstand das augenblicklich . . .“



# Rätsel-Ecke



## Veränderungs-Aufgabe.

Man schaffe aus dem Wort a) durch Anfügen eines neuen Buchstabens ein zweites Wort b) von anderer Bedeutung. (Beispiel: a) Pflanze, b) Brennmaterial = Kohl, Kohle.) Bei richtiger Lösung machen die hinzugenommenen Buchstaben einen ernsten Tag namhaft.

a) Fluß, b) Komponist,
a) Möbel, b) Münzart,
a) altröm. Münze, b) Teil des Baumes,
a) Stadt an der Donau, b) Baum,
a) german. Gott, b) Stadt,
a) Wurfart, b) Ort ein. griech. Seeschlacht,
a) Entgelt, b) ehem. ital. Münze,
a) Stadt in Italien, b) Tier,
a) Monat, b) Fluß,
a) amerik. Geldnote, b) Bucht,
a) Chemikalie, b) heftiger Sturm,
a) Fluß der Steiermark, b) Nebenfluß des Rheins.

*

## Zahlen-Rätsel.




Die Zahlen dieser Abbildung sind so umzustellen, daß waagerecht wie senkrecht stets die Additionssumme 140 entsteht.

*

## Besuchskarten-Rätsel.

**H. A. Hut**
**Berlin C.**

Die Buchstaben dieser Karte sind derartig zu verstellen, daß der Beruf der Dame ersichtlich wird.

---

## Auflösung der Rätsel aus Nr. 259

**Irrgarten:**

Man bewege sich vom Eingang nach unten zu und nehme dann immer denjenigen Weg, welcher der Ausgangsöffnung am nächsten kommt.

*

**Kreuz-Füll-Rätsel:**

```
        A
      A L L
    H A L L E
  I L M E N A U
R O T E R O S E N
  B R E S L A U
    S T E R N
      T E E
      A L M
      S E E
      I N N
```

*

**Rösselsprung:**

Wie viele gehen ohne Takt durchs Leben - Eifrig bemüht, ihn andern anzugeben.

Otto Promber.

---

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.